

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

In der Wassermühle

urn:nbn:de:bsz:31-62031

versorgt.“ „Halt deine dumme Gossch und schwätz mir kein so einfältig Zeug! Sie sind im Himmel, sagst, und weißt nicht, ob es einen gibt. Sie sind gut versorgt! Ha, welcher Spott, welcher Blödsinn liegt in solchem Troste! Da könnte man gleich das ganze Menschengeschlecht abmurksen, dann wäre allen geholfen und allen wohl. Geh, Lene, du kommst mir zu einfältig vor!“

Andere Gefühle besaßten ihn, als seine Schwester sich lautweinend am Sarge seines Ältesten niederwarf und krampfhaft die lastgetränkten Bretter des kleinen Totenhauses erfaßte. Da fühlte er: sein Schmerz war ihr Schmerz. Sie war Fleisch von seinem Fleisch und die einzige, die ihm noch übrig geblieben war von seinen Verwandten. Tief fühlte er das Unrecht, das er ihr angetan. Die scharfen Krallen der Reue zerrissen sein Herz und unter seinem unsagbaren Schmerz wurde er milde und weich.

Er trat an die Schwester, erfaßte zitternd deren Hand und: „Schwester, vergib! Vergib mir meine Harttherzigkeit, vergib um meines Unglücks, um der Kinder willen, die dir ja auch so lieb waren.“ Er weinte laut.

„Schorsch,“ sagte die Schwester, „es ist alles vergeben. Ich fühl's am Druck deiner Hand, am Ton deiner zitternden Stimme, daß dein Herz ein anderes geworden ist. Ich verzeihe dir und umarme dich als meinen totgeglaubten, nun wiedergefundenen Bruder.“ Und sie stand auf, umarmte ihn und drückte einen heißen Kuß auf seine brennenden Lippen.

Nachdem der Schorsch begraben, einige Wochen dahin und die Schmerzen etwas gemildert waren, verkaufte der Maierbeck sein Geschäft und zog hinüber zur Schwester. Er hatte ja für niemand mehr zu sorgen, und was er besaß, war für den Rest seines Lebens hinreichend. Er liebte das Geld nicht mehr um seiner selbst willen, er sah in ihm nur noch das Mittel zum Zweck, und da er solche Mittel genug hatte, fühlte er zum Erwerb weiterer sich weder genötigt noch verpflichtet.

Bei seiner Schwester ging ihm ein neues Leben auf. Er betrachtete neidlos ihr und ihres Mannes Glück und fühlte sich in kurzem wie daheim. Innerlich und äußerlich bat er seinem Schwager das Unrecht, das er ihm unter dem Einfluß seiner Habsucht und seines Vorurteils getan, ab. Er sah ein, daß man den Menschen nicht nach seinem Äußern und nicht nach seinem Geldsack taxieren dürfe, wenn man nicht auf Irrwegen wandeln und den Unschuldigen mit dem Schuldigen kränken wolle.

Der Maierbeck, in dessen Herzen früher die Selbstsucht und die verzehrende Liebe zum Mammon gefesselt hatte, ging nun auf in Liebe zu seinen Anverwandten. Ihr Glück war sein Glück, ihr Leid sein Leid, und als er nach einigen Jahren den Knochenmann kommen fühlte, ließ er für sich, für seine liebe Schwester und seinen früher so verhaßten Schwager ein Familiengrab bauen.

Als er gestorben war, konnte man jeden Sonntag nachmittags seine Schwester und ihren Mann

auf dem Grabe sehen. In zarter Pietät pflegten sie die darauf blühenden Blumen, und der Hauch ihrer warmen Gefühle mischte sich mit dem Duft der Rosen, Nelken und Vergißmeinnicht und stieg als Weihrauch der Liebe hinauf in die Sphäre des Friedens.

Jetzt sind die beiden auch schon gestorben und im Grabe miteinander vereint, der Bruder, die Schwester und der Schwager.

Ja, der Tod und das Grab, sie reden eine deutliche Sprache, sie halten eine Predigt, die Steine erweicht, Felsen sprengt und Herzen rührt. Vor ihnen fliehen der Neid, die Habsucht, der Stolz und nur eines hält: die Liebe. Sie ist das einzige, was im Jenseits etwas gilt, das einzige, was uns hier und dort glücklich macht.



In der Wassermühle.

In hellen Frühlingssonnenschein drehte sich das große Mühlrad, wie blanke Perlen stäubten die Wassertropfen ringsherum, dann fielen sie plätschernd zurück und bedeckten alles weit umher mit weißem Schaum, bis sie im rasch dahin fließenden Gewässer als kleine Wellen murmelnd davonzogen. Alles glänzte und blühte, die Weiden am Flußrande trugen frischgrüne Blätter und das Schilf bewegte sich flüsternd im Lenzwinde.

Nach auf das stattliche Gehöft, das dem reichen Mühlensbesitzer gehörte, schien die Frühlingssonne; allerhand Geflügel spreizte sich behaglich im warmen Licht, und Tauben saßen gurrend auf dem Dach des schönen Wohnhauses. Alles war zufrieden und wohlgenährt, so manches Körnlein blieb in der Mühle übrig und das Federvieh hatte immer gute Zeit.

Ueber die Brücke, die sich festgefügt über dem Fluß zog und das Gehöft mit der Dorfstraße verband, schritt zögernd ein armer Knabe. Er war groß und kräftig, und man sah, daß er die Schule schon verlassen hatte; lang und kahl guckten seine Arme aus der viel zu kurz gewordenen Jacke hervor, die am Ellenbogen einen Flecken von anderem Tuch trug. Es war eine ärmliche Erscheinung, nur der gesunde, starke Körper, das freundliche, hübsche Gesicht flachen von der schlechten Kleidung merklich ab. Immer langsamer wurde der Schritt des Knaben, offenbar verlor er den Mut, als er auf dem schönen Gehöft

sich umblickte, und der große Hund des Müllers mit wütendem Bellen an seiner Kette riß, als wollte er sagen: „Bagabunden gehören nicht hierher!“

In der behaglich eingerichteten Wohnstube saß der reiche Mühlenbesitzer mit seiner Frau am wohlbesetzten Frühstückstisch, als eine Magd eintrat, die dem Hausherrn mittheilte, der arme Heinrich Weber möchte so sehr gern einmal Herrn Korn sprechen.

„Heinrich Weber?“ fragte der Müller, „ist das nicht der Junge, dessen Mutter im Winter im Armenhaus starb, und der Ostern konfirmiert wurde? Die Gemeinde mußte für ihn sorgen, aber jetzt kann er sich selbst etwas verdienen; denn er ist gesund und stark. Er soll herintkommen.“ Herr Korn war zugleich Gemeindevorstand in Sperlingsdorf und das Oberhaupt der ganzen Dorfschaft.

Heinrich trat schüchtern ein, verlegen drehte er eine abgegriffene Mütze in den Händen, er konnte kein Wort hervorbringen, so ehrerbietig sah er zu dem gewichtigen Manne auf. Aber dieser war freundlich. „Nun, Heinrich, du willst dir gewiß Arbeit suchen?“ fragte er.

Der gütige Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, gab dem Burschen wieder Mut. „Ja, Herr Korn,“ sagte er bescheiden, „ich kann und will arbeiten, die Gemeinde soll mich nicht länger ernähren.“

Der Müller nickte. „Recht so! Du sollst Kuhhirte werden und dem alten Schwarz einweilen helfen; der Mann wird alt und kann die große Herde allein nicht mehr versehen, er klagt über die Brust, und das Laufen wird ihm sauer. So hat die Dorfschaft über dich bestimmt. Du kannst dich sofort bei ihm melden und ihn gleich morgen begleiten, damit du es lernst, mit den Tieren umzugehen.“

Heinrichs hübsches Gesicht wurde dunkelrot. Kuhhirte! — Er trug einen andern, brennenden Wunsch im Herzen. Auf dem Wege, der ihm lockend vor-schwebte, konnte er vorwärts streben und ein tüchtiger Mann werden, als Kuhhirte aber blieb er sein Leben hindurch ein armer Schlucker, der nichts erlernte und nichts erwarb. Er suchte nach passenden Worten, in die er seine Bitte kleiden wollte. Herr Korn bemerkte es. „Paßt dir das etwa nicht?“ fragte er scharf. „Ja, mein Junge, studieren lassen können wir dich nicht!“

„Ein so unvernünftiges Verlangen würde mir auch niemals in den Sinn kommen,“ erwiderte Heinrich dem reichen Mann ehrerbietig; „aber Herr Korn,“ und eine flehentliche Bitte sprach dabei aus seinen Augen, „ich möchte so gern, so gern ein Handwerker erlernen. Und,“ fuhr er immer rascher sprechend fort, „ich möchte so brennend gern auch ein Müller werden. Schon als Kind hatte ich keinen andern Wunsch. Ich bin groß und stark, ich kann tüchtig arbeiten und die Getreidesäcke heben; wenn ich den ganzen Tag so langsam hinter der Kuhherde einherziehen soll, so ist das keine Arbeit für einen kräftigen, jungen Menschen. Dabei gewöhnt man sich das Nichtstun an und kommt auf dumme Gedanken. Und ich habe meiner Mutter an ihrem Sterbelager versprochen,

ein ordentlicher, ehrlicher Mensch zu werden. Sie war arm, aber sie war selber ehrlich, und ihr Andenken soll mir gesegnet sein.“ Dem armen Burschen traten die Tränen in die Augen. Die Müllerin nickte.

„Ja, sie war eine brave Frau,“ sagte sie freundlich, „und wenn du so wirst, wie sie, gehst du mit Ehren durch die Welt, auch wenn du arm bleibst, wie sie es war.“

„Sie sagen selbst, daß ich ehrlicher Leute Kind bin,“ fuhr Heinrich hastig und erregt fort. „Versuchen Sie es mit mir, nehmen Sie mich in die Lehre, Herr Korn, lassen Sie mich ein Müller werden! Ich will Ihnen danken, so lange ich lebe, und wenn ich erst Gesell bin und selbst etwas verdiene, werde ich Ihnen das Lehrgeld auf Heller und Pfennig nachzahlen.“

Der Wunsch war gesprochen, der Knabe erschrak fast selbst über seine Kühnheit. Der Müller schüttelte verneinend den Kopf. „Nein,“ sagte er, „das geht doch nicht, du hast ja keinen heilen Noth auf dem Leibe. Ich habe in meinem großen Mühlenanwesen lauter Besitzersöhne zu Gesellen, sie würden nicht mit dir zusammen lernen wollen. Nein, mein Junge, ich glaube wohl, daß du das gern möchtest, und du würdest dich ja auch redlich mühen, aber das schlage dir aus dem Sinn, man muß auch nicht zu hoch hinaus wollen.“

Jeder Blutstropfen war bei diesem harten Bescheid aus dem hübschen Antlitz des Bittenden gewichen. „Ja, dann muß ich Kuhhirte werden!“ sagte er leise, „ich werde mich morgen bei dem alten Schwarz melden, wie die Dorfschaft es bestimmt hat. Nehmen Sie mir meinen Besuch nicht übel, Herr Korn!“

Er ging, die Frau sah ihm mitleidig nach. „Es tut mir eigentlich leid um ihn,“ sagte sie, „er hätte sich gewiß die größte Mühe gegeben.“

„Es geht aber nicht,“ erwiderte der Müller verdrießlich, „meine anderen Leute würden mir ja aus dem Dienst laufen, brächte ich einen solchen Bettel-jungen unter sie. Will er später durchaus Müller werden, so soll er sich ein kleines bescheidenes Anwesen aussuchen, dort mag ihn vielleicht der Besitzer als Lehrjungen annehmen; in meinem Gehöft ist es unmöglich.“

Heinrich stand auf der Brücke und sah auf das große Rad, das sich so lustig drehte, verstohlen fuhr er mit der Hand über die Augen. War es die Sonne, die ihn so blendete, oder waren es doch die Tränen? Sein Wunsch war zu Wasser geworden, seine Hoffnung schwamm mit den raschen Wellen des Flusses dahin, weiter und weiter, bis sie versank. Er betrachtete seine abgetragene Jacke; Herr Korn hatte recht, die vornehmen Gesellen würden mit ihm nicht zusammen arbeiten wollen; er kannte sie alle und wußte, daß mancher von ihnen des Sonntags in der Schenke die blanken Taler auf den Tisch warf, aber es war doch so schmerzlich, daß er selbst zur Arbeit zu arm war. Indessen es blieb so, was nützte alles Grübeln und Sinnen. Fest preßte er die Lippen zusammen,

und am andern Morgen trieb er mit dem alten Hirten die Herde zur Weide.

Reblich verrichtete er den ihm aufgetragenen Dienst, aber er empfand es täglich mehr, das war keine Arbeit für einen kräftigen, jungen Burschen. Die Kühe trotteten träge dahin und waren zufrieden, wenn sie nur der Spitz in Ruhe ließ. Berirrte sich wirklich einmal eine in ein Saatzfeld, so holte sie der wohlgeschulte Hund von selbst heraus, und Heinrich Weber brauchte sich nicht aus dem Gras zu erheben, in dem er faul dahingestreckt lag. Der alte Schwarz war ein sehr wortfarger Mann, und seit ihn sein böser Husten so plagte, sprach er nur, wenn er durchaus nicht anders konnte. Die Gedanken des Jünglings fanden kein Ziel, keinen Halt, sie schweiften planlos umher, wenn er so im Grase lag und in den blauen Sommerhimmel starrete; aus den Gedanken wurden Träume, und diese Träume wurden zu einem immer heißeren Wunsch. „Reich werden! reich werden!“ das war die Melodie, die aus dem Geläut der Herde ihm entgegenklang; „reich werden!“ klapperte das große Mühlrad, und „reich werden!“ schrieten die Späßen, die sich auf der Dorfstraße zaulten. Seit der großen Enttäuschung, die ihm die Verneinung seiner demütigen Bitte gebracht hatte, sann der Jüngling unaufhörlich auf Mittel und Wege, plötzlich eine große Summe Geldes zu erlangen, und er wußte doch, daß er in seinem ärmlichen Beruf dieses Geld niemals erwerben würde. Er malte es sich aus, wie er, wenn er reich geworden wäre, dann wieder vor Herrn Korn hintreten und ihn um Aufnahme in dem großen, vornehmen Mühlenwerk bitten würde. Dann sollte ihm niemand mehr seinen schätigen Anzug vorwerfen, dann würde er ebenso fein gekleidet gehen wie der Herr Besitzer selbst. Aber wie reich werden?!

In seiner Kinderzeit hatte Heinrich oftmals in den Spinnstuben Märchen erzählen hören von ungeheuren Schätzen, die Menschen in alter Zeit in die Erde vergraben hatten und darüber hinweggestorben waren; längst untergegangene Völker hatten auf ihren Beutezügen Gold und Silber von einem Ort zum andern geschleppt; wo war das geblieben? Sicherlich doch noch in der Erde. Wer es finden könnte! Und so geriet Heinrich in seinen unruhigen Phantasien auf den törichten Traum, der schon so viele Menschen vor ihm täuschte und manches Unglück herbeigeführt hat: auf das Schatzgraben.

Am Rande des Weidelandes erhob sich ein großer, grasbewachsener Hügel; es war ein Hülnengrab, wie deren mehrere in der Gegend waren. Das Land gehörte einem Bauern, der sich gar nicht um den alten Hügel kümmerte; einmal hatte ein Gutsbesitzer auf Wunsch eines ihm befreundeten gelehrten Herrn einen dieser Hügel aufgraben lassen. Die ganze Dorfschaft hatte teil an diesem Ereignis genommen, und auch Heinrich hatte zugehört, aber es war nicht viel herausgekommen. Einige alte Steingeräte und etliche Tonkrüge, die sofort zerfielen, als sie an die freie Luft kamen, das war der ganze Inhalt des

großen Hügels gewesen, und es hatte allgemeine Enttäuschung gegeben. Das wußte Heinrich sehr wohl, trotzdem schaute er immer wieder zu dem uralten Denkmal aus der Heidenzeit hinüber. War in dem einen Hülnengrab auch nichts gefunden worden, so konnten doch in dem andern Schätze verborgen sein. Aber das Land gehörte ihm nicht, und der Bauer würde es ihm nimmermehr erlauben, Nachgrabungen anzustellen.

Mühsam trieb er die Herde heimwärts. Als er sich dem Dorfe näherte, herrschte ein ungewohntes Treiben auf der Straße. Zigeuner mit bunten Mützen an den Kleidern, mit weißen Blamwagen und kleinen, unansehnlichen Pferdchen davor, waren gegen Abend angekommen und schlugen ihr Lager auf freiem Felde auf. Eine Menge schwarzbrauner, zerlumpter kleiner Kinder kroch aus dem Wagen hervor und verteilte sich im Umsehen im Dorf. Die Weiber zogen bettelnd und wahrhaftig von einer Bauernwirtschaft zur andern; die Männer arbeiteten an den Felten rauchten und schwäkten. Wie ein Blitz durchdrachte es die Gedanken des armen Hirtenknaben: „Zigeuner wissen mehr wie andere Menschen, Zigeuner können wahrfragen und die Zukunft erforschen, vielleicht können sie mir prophezeien, wo ich in der Erde einen Schatz finden kann!“

Eilends lieferte er die ihm anvertrauten Tiere ihren Besitzern ab. Raun nahm er sich die Zeit, seine bescheidene Abendmahlzeit zu verzehren, dann eilte er in der Dämmerung des lauen Sommerabends wieder zum Dorfe hinaus, dem Zigeunerlager zu. Die Fremden hatten ein Feuer angezündet und einen großen Kessel darübergehängt. Der helle Schein der Flamme beleuchtete die gelben, fremdartigen Gesichter der Zigeunerweiber, die dort ihr Abendessen bereiteten. Am Rande des Lagers lagen zwei Männer lang gestreckt auf dem warmen Erdboden; sie rauchten und schienen zu schlummern, denn keiner sprach ein Wort.

Heinrichs Herz klopfte hörbar, langsam und besonnen schlich er vorsichtig näher, da trat sein Fuß auf einen dürren Ast, der knackend zerbrach, und mit einem wilden Fluch richtete der eine der Zigeuner sich empor. „Was willst du hier, Junge?“ schrie er drohend.

Sein Gefährte, der gleichmütig liegen geblieben war, winkte dem Zornigen befehlend mit der Hand, er war der Anführer des Trupps. „Es ist einem aus dem Dorf,“ sagte er, „er wird ein Anliegen haben. Vielleicht bringt er uns auch ein Geschenk!“ wandte er sich mit kriechender Freundlichkeit an Heinrich selbst.

„Der sieht mir auch gerade darnach aus!“ meinte der andere Zigeuner spöttisch und maß mit geringschätigen Blicken des Knaben ärmliche Kleidung, so daß diesem die Schamröte in das Antlitz trat. Selbst für die Zigeuner zu schlecht! dachte er bei sich. Dann aber beherrschte er sich und sagte ruhig: „Ein Geschenk bringe ich nicht, denn ich habe selbst nichts. Aber eine Frage möchte ich an euch richten, und wenn's zu meinem Glücke ausschlägt, sollt ihr reichlich belohnt werden.“

„Gib erst den Lohn, dann tu die Frage, mein Jüngelchen,“ schrie ein altes Zigeunerweib mit schriller Stimme und streckte die runzlige braune Hand aus. „Du mußt mir die Hand kreuzweis mit harten Tälern belegen!“

Der Knabe wich vor solcher Forderung zurück, aber der Hauptmann scheuchte die Alte fort. „Du scheinst ein Narr zu sein!“ sagte er gelassen. „Was willst du?“

„Ihr Zigeuner wißt mehr als andere Menschen; ihr wißt, was auf dem Meeresgrunde und in der Erde verborgen liegt. Könnt ihr mir helfen, einen Schatz zu finden?“ fragte Heinrich gespannt.

Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick erstaunt an, dann brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. „Einen Schatz?“ riefen sie. „Meinst du, daß wir, wenn wir selber einen verborgenen Schatz wüßten, ihn liegen lassen und so lange warten würden, bis du kämst?! Frage in euren Spinnweben weiter nach einem Schatz, wir wissen keinen!“ Unwillig wandte Heinrich sich zum Gehen, er sah, daß ihn die Zigeuner nur verpötelten. Da rief ihm der Hauptmann nach: „Ich glaube, in deinem Dorf sind mehr Reichtümer zu finden, als du denkst!“

„Wieso?“ fragte Heinrich und wandte sich zurück, er verstand den Zigeuner nicht.

„Nun, ich denke, euer Mühlenbesitzer, der Herr Korn, ist ein sehr reicher Mann?“ „Was geht das dich an?“ fragte der Jüngling erstaunt. „Ich habe doch gehört, daß Herr Korn sehr reich ist, aber das ist doch dann sein Geld und nicht das meinige.“

Wiederum lachten die Zigeuner laut auf. „Das ist recht, bei diesem Gedanken bleibe nur,“ erwiderte der Hauptmann, „aber wenn du dann ein reicher Mann geworden bist, dann setze uns davon in Kenntnis!“ Der Spott war so offenbar, daß Heinrich nicht fortging. Daneben gefielen ihm die Zigeuner gar nicht, das waren keine ehrlichen Menschen, die sich durch Arbeit und erlaubten Handel ihren Lebensunterhalt verschafften. Er bereute es, sie um Rat zu fragen zu haben, und nahm sich vor, auf sie zu achten, denn er mißtraute ihnen ganz und gar.

Mehrere Tage blieben die Fremden im Dorf, und schon erhob sich große Klage über sie. Weiber und Kinder stahlen, wo sie konnten, und die Dorfschaft sann auf Mittel und Wege, wie sie die ungeliebten Gäste wieder los werden konnten.

An dem Fluß, der die Mühle trieb, stand Schilf und Weidengebüsch; Heinrich Weber hatte seine Gerte an den dicken Fellen seiner Herde abgenutzt; er war immer neuen bedürftig, und als er eines Sommerabends die Tiere in die Ställe gebracht hatte, ging er das Flußufer entlang, um sich eine passende Weidenrute auszuwählen. In dem dichten Gebüsch versteckt, stand er nahe bei einem alten Gemäuer, das ursprünglich ein Backofen gewesen war, wie ihn die Leute jener Gegend in ihren Gärten aus Steinen erbauten und mit Nasenstücken belegten; nun war er in sich selbst zusammengestürzt und mit Gesträuch überwuchert, aber die Hinterwand stand noch aufrecht

und bildete eine Art Höhle, in der zwei Menschen bequem Schutz vor Regen und Wind finden konnten. Es war ein versteckter Ort, den nicht einmal die Kinder gern aufsuchten, weil Brennnesseln und Steintrümmer ihre Spiele verhinderten. Um so mehr war Heinrich, der den alten Bau wohl kannte, erstaunt, Stimmen von dorthin zu vernehmen. Es waren Männerstimmen, ganz leise, damit nur ja kein Unberufener die Worte verstehen sollte.

Die Neugierde des Knaben wurde rege, leise und vorsichtig schlich er näher und erkannte durch einen Spalt die beiden Zigeuner, die ihn vor kurzem so arg verhöhnt hatten und die sich in dem alten Gemäuer eng aneinander drückten wie zwei Vögel, die in einem Nest sitzen. Durch das Buschwerk hindurch sah man den Fluß, das Mühlrad klapperte geräuschvoll und das stattliche Gehöft des reichen Wassermüllers ragte über die Bäume hinweg.

Voller Eier spähten die Zigeuner nach dem anscheinlichen Hause drüben. „Ich habe mich nun genau überall umgesehen,“ flüsterte der Hauptmann, „und weiß Bescheid. Wir können es heute wagen! Die Nacht ist dunkel, der Mond scheint nicht. Also es bleibt so, wie wir alles abgeschlossen haben. Unser Trupp mit den Wagen, den Weibern und Kindern bricht jetzt auf, das Lager ist schon abgebrochen, die



Voller Eier spähten die Zigeuner nach dem anscheinlichen Hause drüben.

Dorfschaft will uns hier nicht mehr leiden.“ Grimmig lachte der schwarzbärtige Mann auf, er ballte drohend die Hand zur Faust.

„Sprich leiser, Hauptmann,“ warnte sein Gefährte

ängstlich, „es könnte doch jemand in der Nähe sein. Mir war's vorhin, als hörte ich es im Gesträuch rascheln. Uns darf keiner hören.“

Heinrich hielt fast den Atem an. Was hatten die Zigeuner vor? Wußten sie doch einen Schatz, den sie allein und in der Stille heben wollten?

Der Hauptmann fuhr fort: „Das reiche Gesindel dort drüben in der Mühle schwelgt im Fett, während wir auf der Landstraße hungern und frieren. Sie sollen uns etwas abgeben. Es ist alles wohl überlegt und eingerichtet, ich wollte dir nur noch einmal genau Bescheid sagen, was du zu tun hast. Darum wählte ich dieses abgelegene Versteck; auf dem Felde könnte uns ein Hirtenjunge oder ein Aekersmann hören, der hinter einem Baum liegt. Wir ziehen alle am hellen Tage ab, die Dorfkinder geben uns sicher das Geleit und sehen jeden einzelnen von uns, dann kann ja auf uns gar kein Verdacht fallen. Wir beide, du und ich, kommen in der Dunkelheit zurück, und während du auf dem Mühlenhof Wache stehst, drücke ich die Fenster Scheiben ein und steige in das Haus. Ich weiß, wo der Müller sein Geldspind hat, denn ich habe absichtlich von ihm für unsere Pferde Futter gekauft und ihn mit einem großen Geldschein bar bezahlt. Er mußte mir wechseln und schloß seine Kasse auf; das Spind ist stark, aber ich habe ein Brecheisen und Dietriche bei mir. Die Hunde auf dem Hof macht ein Zigeuner bald still, solche Mittel kennen wir. Das besorgt du, Andreas; mich würde es zu lange aufhalten, da ich ja doch die Hauptarbeit habe.“

Andreas nickte.

Der Hauptmann fuhr fort: „Ich denke, es soll gehen. Werden wir aber doch gestört, so gebe ich dir das verabredete Zeichen. Dann wirfst du Feuer in die alte Strohscheune am Eingang des Hofes, um meine Flucht zu decken. Das Dach steht sicher in einem Augenblick in Flammen. Bei der Verwirrung kann ich entkommen, sonst würde man mich greifen, und gegen all die starken Müllerknechte kann ich allein mich nicht wehren, es würde mir schlecht ergehen. Hast du nun genau verstanden?“

„Ja,“ sagte Andreas. „Um welche Stunde denkst du?“

„Mitternacht. Später nicht. Die Sommernacht ist gar zu kurz, und wenn die Morgendämmerung anbricht, müssen wir schon über Berg und Tal sein. Nun laß uns gehen und die Weiber bei dem Abzug begleiten.“ Wie eine Schlange wand sich der Zigeuner durch das Gebüsch, sein Gefährte folgte und bald sah man die fremden Gäste mit ihren geringen Habseligkeiten wieder auf der Landstraße dahinziehen, gefolgt von einer Schar lärmender Dorfbuben. Aber bald kehrten die letzteren müde zurück, und die Zigeuner verschwanden in der Ferne wie ein Flug dunkler, unholder Vögel, der aufgeschreckt seldeinwärts flattert, ohne Heimat und ohne Ziel.

Heinrich Weber stand noch immer am Rande des Buschwerks, die abgesehne Weidenrute in der Hand, er glaubte zu träumen. So also erwarben

die Zigeuner ihren Reichtum? Durch Diebstahl und Einbruch, durch gewaltiges Aneignen fremden Eigentums? Dann freilich mochten sie sich sehr über seine ehrliche Art, einen Schatz finden zu wollen, belustigt haben.

Nicht einen Augenblick kam dem braven Jungen der Gedanke, sich an dem Müller für die harte Abweisung zu rächen, indem er ihm den tüchtigen Anschlag auf sein Hab und Gut verhehlte. Spornstreichs rannte er vielmehr der Mühle zu und fragte hastig nach Herrn Korn.

„Was willst du schon wieder?“ fragte dieser ziemlich ungnädig, als Heinrich atemlos eintrat.

Der Knabe konnte vor Eifer kaum sprechen; die Müllerin erschrak sichtlich über das, was er berichtete, aber der Hausherr hörte ziemlich ungläubig zu. „Sie haben dir etwas aufgebunden, dummer Junge!“ sagte er endlich. „Sie wußten gar nicht, daß ich ihnen zuhörte,“ antwortete Heinrich bescheiden, aber bestimmt.

„Laß doch die Leute diese Nacht wachen, Fräulein, hat die Frau ängstlich.

„Die Leute arbeiten sich am Tage müde, und ich kann keine Nachtwachen von ihnen verlangen,“ versetzte der Müller unwirsch. „Ich glaube an die ganze Geschichte nicht! Wie werden denn die Zigeuner hier einbrechen wollen, in dies feste Haus, wo all die starken Müllerknechte sofort geweckt werden können! Das Gesindel wird sich brav hüten, und der Junge will sich nur einen Vorteil verschaffen.“

Das Blut stieg Heinrich Weber bei diesem häßlichen Verdacht heiß in die Schläfen. „Sie tun mir unrecht, Herr Korn, ich will mir nicht den kleinsten Vorteil verschaffen, ich wollte Sie mir vor einem großen Verlust bewahren. Aber tun Sie, was Sie wollen, ich habe Sie gewarnt!“

„Ich glaube ihm,“ erwiderte die Frau, „ich glaube ihm durchaus!“ Sie trat auf Heinrich zu und reichte ihm die Hand. „Mein Mann meint es auch nicht so hart, wie es sich anhört. Wir danken dir, daß du gleich gekommen bist.“

„Nun meinetwegen, dann werde ich die Nacht auf bleiben,“ brummte der Müller ärgerlich, „von meinen Leuten kann ich es nicht verlangen. Kommen die Spitzbuben aber nicht, und ich sehe, daß du mich zum besten gehabt hast, so gerbe ich dich eigenhändig durch, darauf kannst du dich verlassen.“

Wiederum verließ Heinrich die Mühle, zum zweiten Male war er in diesem Hause tief gekränkt und verlezt worden. Dies verbitterte ihn ordentlich, er nahm sich vor, nun auch gar nicht mehr an die Mühle zu denken; mochten die Zigeuner Haus und Hof anstecken, was ging's ihn an? Frühzeitig suchte er sein Lager auf, und selbst der Gedanke an die fremdlische Müllerin konnte die Bitterkeit in seinem Herzen nicht zurückdrängen.

Eben hatte die Turmuhr von Sperlingsdorf die Mitternachtsstunde verkündet, als zwei geschmeidige Gestalten sich auf das Müllergehöft schlichen. Es war sehr dunkel, und einzelne warme Regentropfen

begannen schwer niederzufallen. Der große Hund, der sonst so wütend bellte, sobald ein Fremder den Hof betrat, stieß nur ein leises unterdrücktes Winseln aus, dann wurde er ganz still.

„Also hier bleibst du stehen, Andreas,“ flüsterte der eine der beiden Männer. „Wenn du etwas Verdächtiges bemerkst, pfeiffst du; pfeife ich, so wirfst du Feuer aufs Scheunendach und fliehst!“

Andreas drückte sich schweigend in die ihm angewiesene Ecke, während der Anführer geräuschlos über den Hof an das Wohnhaus schlich und mit einem Brechseisen einen Fensterladen zu bearbeiten begann. Das Holz knackte, und schon gaben die Kiegel nach, als der Fensterladen von innen aufgestoßen wurde und der Müller, eine hellbrennende Laterne emporkhaltend, mit lauter Stimme fragte: „Wer ist da?“

Ein wütender Stoß mit einem langen, scharfen Messer war die Antwort des überrächtigten Diebes; aber der Angegriffene war auf seiner Hut, der Stoß ging fehl und der Zigeuner sah bei dem Schein der Laterne, daß der Hausherr nach einer bereit liegenden Büchse griff. Er setzte ein Pfeifchen an den Mund, ein schriller, weithin vernehmbarer Ton erklang, und der Zigeuner stoh in die Dunkelheit hinein, dann aber brachte ein Schuß, dem ein schmerzlicher Aufschrei folgte. „Ich habe den Dieb getroffen!“ rief Korn und rieb sich frohlockend die Hände, „nun kann er uns nicht entweichen!“ Da aber schoß plötzlich aus dem Scheunendach eine Flammengarbe empor.

„Feuer! Feuer!“ schrie der bestürzte Hausherr, „der Heinrich Weber hat doch ganz und gar recht gehabt; nun, wo der Einbruch vereitelt ist, steck mir das Gesindel das Dach über dem Kopfe an!“

Eilig fuhren die Müllerknechte aus ihren Betten, aber in der Verwirrung des Brandes konnte niemand daran denken, die Diebe zu verfolgen, die Löscharbeiten nahmen alle Kräfte in Anspruch, und die Zigeuner hatten richtig spekuliert, sie entkamen. Die Scheune brannte trotz aller Anstrengungen, des Feuers Herr zu werden, bis auf den Grund nieder, und der Müller erlitt einen großen Verlust. Er konnte noch froh sein, daß der stärker und stärker werdende Regen den Brand allmählich erstickte, in einer trockenen Sturmzeit wäre das ganze Gehöft verloren gewesen. Von dem verwundeten Diebe fand sich keine Spur; wie schwer der Hausherr, der sein Eigentum beschützte, den Dieb getroffen haben mochte, erfuhr niemand, die Zigeunerbande ließ sich nicht wieder blicken.

Die Hütte, in der Heinrich Weber mit der Familie des alten Kuhhirten zusammen wohnte, lag ziemlich weit enfernt von der Wassermühle, und den gesunden festen Schlaf des Jünglings unterbrach der nächstliche Feuerlärm nicht. Aber als er am andern Morgen die Herde zusammentrieb, hörte er sofort von dem Brande und sah noch den Rauch von dem qualmenden Trümmerhaufen schwer und schwarz über den Baumwipfeln dahinzuziehen. Auch von dem vereitelten Einbruch wurde ihm erzählt und daß der Müller auf einen Dieb geschossen und ihn getroffen haben sollte. Heinrich erkannte nun wohl, daß die Zigeuner ver-

sucht hatten, ihren schändlichen Plan auszuführen, und freute sich sehr, daß er den Müller noch rechtzeitig hatte warnen können; freilich hatte Herr Korn seine Warnung verachtet, sie aber doch wenigstens nicht ganz in den Wind geschlagen.

Auf das Feld kam ihm aus der Mühle bald ein Bote nach, Heinrich Weber möge, sobald er zum Dorfe zurückgekehrt sei, zur Wassermühle kommen, der Müller habe ihm etwas zu sagen. Mit unruhigem Herzen machte sich Heinrich am Abend auf den Weg, er hatte sich sauber gewaschen und den Staub von seiner Jacke gebürstet. Aber ach! wie fadencheinig war sie, noch viel schlechter war sie geworden seitdem, als er in ihr zum erstenmal das Haus des reichen Mannes betrat.

Bögernd blieb er an der Stubentür stehen, aber heute eilte ihm der Müller entgegen und reichte ihm beide Hände. „Hätte ich auf dich gehört, mir wäre ein großer Schaden erspart geblieben,“ sagte er bewegt, „in der verbrannten Scheune lag noch eine Menge Korn, das ist nun alles verloren. Aber doch danke ich dir von ganzem Herzen. Die Spibuben hätten mich sonst beraubt und vielleicht gar erschlagen. So war ich gewarnt und konnte sie nach Gebühr empfangen. Vergib mir, Heinrich, daß ich dich so hart angelassen habe. Du bist ein braver Mensch.“ Der reiche Mann blickte den armen Knaben freundlich an.

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Herr Korn,“ erwiderte Heinrich bescheiden, „es tut mir nur leid, daß Sie nun doch noch Verlust gehabt haben.“

„Das muß ich nun tragen,“ sagte der Müller und hielt Heinrichs Hand noch immer fest, „aber ich will mein Unrecht gegen dich doch wieder gut machen und dir die Bitte, die ich dir erst abschlug, jetzt herzlich gern erfüllen. Von morgen ab sollst du als Mühlknappe bei mir in die Lehre treten, einen andern Kuhhirten werden wir schon finden.“

„Aber, Herr Korn,“ rief der Jüngling fast erschrocken, „meine Jacke ist jetzt noch schlechter geworden, und ich habe keine andere. Was würden Ihre Gesellen dazu sagen?“

„Ich habe mich heute vor mir selber geschämt, daß ich auf das Kleid eines Menschen sah und nicht auf dessen Herz,“ erwiderte der Müller ernst. In diesem Augenblick trat die Hausfrau in das Zimmer, sie hatte die letzten Worte ihres Mannes gehört und bot Heinrich gleichfalls die Hand. „Es kann nur ein kleiner Teil unseres Dankes gegen dich sein, daß wir dir sofort einen anständigen Anzug verschaffen, in dieser schlechten Jacke sollst du nicht mehr gehen, dann müßten wir uns ja schämen. Mein Mann hat es dir versprochen, daß du gleich bei ihm in die Lehre treten sollst, und wenn du auf dem Wege bleibst, den du bisher gewandelt bist, wirst du ein tüchtiger Müller werden, ein braver, rechter Mann.“ Die gute Frau sah ihn freundlich an. „Den Dorfschneider schicke ich dir heute noch, er soll dir Maß nehmen.“

Mit diesen gütigen Worten war Heinrich entlassen.

Wie er nach Hause kam, wußte er selber nicht. Ihm tanzte alles vor den Augen, und das große Mühlrad klapperte den lustigen Takt dazu. So reich war er belohnt worden! In seinem Herzen hatte er freilich auch gehofft, als der Bote aus der Mühle ihn rief, der reiche Mann werde ihm ein kleines Geldgeschenk machen, um sich ihm erkenntlich zu erweisen. „Vielleicht langt es zu einem neuen Rock!“ dachte er. Und nun kam es so, nun wurden seine kühnsten Träume erfüllt! Er gedachte seiner frommen, alten Mutter, wie würde sie sich freuen haben, hätte sie sein Glück erlebt! Wiederum nahm er sich vor, immer treu gegen Gott und Menschen zu sein und wesentlich niemals in ein Unrecht zu willigen, dann konnte er mit Ehren durch die Welt kommen.

Sobald der Dorfschneider den neuen Anzug brachte, der Heinrich wie angegossen saß, meldete dieser sich bei Herrn Korn und kam nun als Lehrbursch in die Mühle. Das war ein lustiges Leben! Alles ringsum pochte und klapperte, alles war voller Bewegung und Tätigkeit, das war ein anderes Arbeitsfeld, als träumerisch mit langsamen Schritten die Herde zu begleiten und faul im Graze zu liegen. Die gewaltige Wasserkraft des Flusses drehte die Räder und hob die ungeheuren Stampfen der Mühle, die dann mit einem Getöse niederstürzten, als wenn sie das ganze Gebäude zerschmettern wollten. Aber das war fest gefügt. Ueberall der liebliche, nahrhafte Mehlgeruch, der den Menschen jeden Augenblick an das erinnert, was uns der Herrgott in seiner Güte reicht, an das tägliche Brot. Die Müllerburschen waren weiß und staubig, sie klopfen einander zum Scherz die Jacken aus und sprangen voller Jugendlust über die Säcke, alle waren sie freundlich mit Heinrich, denn Herr Korn hatte ihnen gesagt, weshalb er den blutarmen, verwaisten Knaben nunmehr erziehen wollte. Obgleich mancher unter ihnen war, der später von seinem Vater ein großes Vermögen ererbte, so ließ keiner doch den neuen Kameraden seine Armut fühlen, und da Heinrich diese Freundlichkeit mit der größten Dienstwilligkeit und Aufmerksamkeit vergalt, so herrschte Freude und Zufriedenheit durch das ganze große Mühlenwerk. Selbst die feiste Müllermaus sah wohlgefällig aus ihrem Löchlein auf den neuen Ankömmling, der sie nur verjagte, wenn sie zu dreist wurde und der ihr ab und zu ein Weizenkörnlein hinwarf, das sie vergnügt in ihre Behausung schlepte.

Wenn die schwer beladenen Bauernfuhrwerke ankamen und das blinkende Gold, das der Landmann den Feldern abgewinnt, in ungezählten Körnern in die großen Trichter rann; wenn das Wehr aufgezogen wurde und die festgestauten Wassermassen mit donnerndem Getöse herabstürzten, um im Flusse weißschäumend zu zerfließen, so war es Heinrich oft, als müsse er laut aufjauchzen vor Wonne. Aber am schönsten war es doch nachts, wenn er die Wache in der Mühle hatte: Mond und Sterne blinkten am Sommerhimmel und spiegelten sich in den klaren Wellen des Flusses, das Wasser trieb mit leisem

Rauschen dahin, und das große Mühlrad pochte in abgemessenen, gleichmäßigen Schlägen wie ein ruhiges, zufriedenes Menschenherz.

Der reiche Mühlenbesitzer hatte einen einzigen Sohn, der seine ganze Freude war. Freilich war Justus Korn ein schwächlicher, hoch aufgeschaffener Knabe, der keine Lust zu dem Handwerk seines Vaters bezeugte, aber er war ein kluger, begabter Mensch, der von klein auf hinter den Büchern saß und brennend gern studieren wollte. Der Müller hatte nichts dagegen. „Zum Müllerhandwerk ist er doch zu schwach“, sagte er zu seiner Frau, „seine Kräfte stecken im Kopf; will er gern lernen, so soll er es auch, in jedem Fach kann er ein brauchbarer Mensch werden.“ So kam Justus Korn auf das Gymnasium und lernte fleißig, nur in den Ferien kam er nach Hause, aber dann war er viel in der Mühle, die schon in der Kinderzeit sein steter Spielplatz gewesen war, und hatte dort für jeden Arbeiter ein freundliches Wort. Alle mochten ihn gern leiden und freuten sich, wenn der junge Herr kam.

Mit Heinrich Weber schloß er bald eine innige Freundschaft. Er bewunderte die große Körperkraft des neuen Müllerburschen, der nur wenige Jahre älter war als er und der doch die schweren Kornmäde mit seinen starken Armen so leicht wie eine Feder vom Boden emporhob, und er empfand mit seinem scharfen Verstande gar bald, daß dieser Jüngling ein redliches, unverdorbenes Gemüt und ein treues Herz habe. So fühlte er sich zu ihm hingezogen, er suchte ihn oft bei der Arbeit auf und sprach gern mit ihm. Heinrich vergalt diese Zuneigung mit der treuesten Ergebenheit, er wäre für den jungen Herrn durchs Feuer gegangen. Wenn Justus in der Mühle auf einem gefüllten Korn sack hockte und dem wißbegierigen jungen Freunde allerlei erklärte, so lauschte Heinrich fast atemlos, und mit seinem gesunden natürlichen Verstande machte er sich vieles aus dem reichen Schatz der Kenntnisse des andern zu nütze. So wurde der Umgang für beide Teile segensreich, und wenn Justus in den Ferien zu Hause anlangte, so war es sein erstes, daß er seinen Freund Heinrich aufsuchte. „Ich will ein Arzt werden!“ sagte der Sohn des reichen Mühlenbesizers oft. „Ich möchte, so weit ich kann, den Leidenden helfen, Schmerzen lindern und Krankheiten durch treue Sorgfalt verschwehen, das erscheint mir als schönster Beruf auf dieser Erde, auf der es so viel Leid gibt.“

Und dieser schöne Gedanke wurde schon bei dem Knaben zur Tat, er versuchte die Schmerzen zu lindern, wo er nur wußte und konnte.

Als einst das weiße Müllerkätzlein bei einer Mäusejagd gar zu verwegen über die Balken gesprungen war und mit einem gebrochenen Fötchen schreiend dem Knaben entgegenhinkte, da schiente Justus das verletzte Glied kunstgerecht ein; er machte ihr ein weiches Lager zurecht und pflegte sie. Seitdem schnurrte sie immer vor Freude, wenn sie Justus erblickte; längst schon hatte sie den Gebrauch ihres Fußes wieder erlangt, aber in dem Herzen des treuen

Tieres erlösch die Dankbarkeit nicht, und die Mäuse, die sie fing, legte sie ihm zu Füßen.

Langsam vergingen die Jahre, Heinrich war ein großer, starker Burich geworden, der nächstens seines Königs Rock tragen sollte und der in der Mühle längst zum Gesellen aufgerückt war; Justus studierte Medizin und war bei dem vielen Lernen ein blasser, schwächerer Jüngling geblieben. Seine Eltern liebten ihn zärtlich, war er doch ihr einziger und Zeit seines Lebens ein guter, treuer Sohn gewesen, der, trotz seiner größeren Kenntnisse, die Achtung vor Vater und Mutter niemals vergessen hatte.

Die Ferien hatten begonnen, es war Ende August und heiße Zeit. Ergiebig wie selten war die Ernte

gewesen und lustig klapperte das Mühlrad, als wüßte es, daß nun eine gute Zeit für den Müller komme. Die Wellen des Flusses schossen, sich überstürzend, dahin, hastig drehten sie das große Rad. „Viel Gewinn“, murmelten sie rauschend, „viel Gewinn, aber auch viel Arbeit!“ Ningsum welch ein Gebeihen und Wachsen!

Manchen Käufer lockte das stattliche Anwesen, denn es war ja überall bekannt, daß Herrn Korn's einziger Sohn und Erbe ein Doktor würde und so die Wassermühle zuletzt in fremde Hände übergehen mußte.

So konnte auch nicht weiter auffallen, was eines Tages sich ereignete: Zwei Herren kamen auf das Gehöft, um es zu besichtigen und sich dem Besitzer als vermögende Käufer vorzustellen. Sie waren vornehm gekleidet, trugen dicke goldene Uhrketten, hatten funkelnde Ringe an den Fingern und traten sehr gewandt auf. Der eine, der von dem andern demütig „Herr Baron“ angeredet wurde, war der eigentliche Käufer. Seinen Gefährten stellte er Herrn Korn mit den herablassenden Worten, „mein Verwalter“ vor, und der „Verwalter“ verbeugte sich daraufhin bis auf die Erde. Sie besichtigten alles ganz genau und kamen auch in die Mühle, in der Heinrich Weber gerade beschäftigt war, während der Sohn des Hauses auf einem Kornsack saß, wie er das gerne tat, und seinem Freunde etwas erzählte. Justus Korn sprang auf, als er die fremden Herren mit seinem Vater daherkommen sah, und begrüßte sie artig; der Herr Baron musterte fast spöttisch seine schmale Gestalt und die schwachen Glieder. Desto eindringlicher blieb sein

Blick auf Heinrich haften, der ruhig fortarbeitete, trotzdem auch er den Fremden verstohlen musterte. Er kam ihm so sehr bekannt vor, doch konnte er sich gar nicht erinnern, wo er nur dies hübsche weiße Gesicht mit den roten Backen und den glänzenden, schwarzen Augen darin jemals gesehen hatte.

Vom Mühlenwesen verstanden die beiden Herren gar nichts, das war bald genug zu merken, und der alte Werkführer Gottfried sagte halbblaut zu Heinrich: „Gnade Gott uns, wenn die hier kaufen, unsere Müllertaxe versteht vom Handwerk mehr wie die!“ Aber sie redeten ganz gewaltig klug. Ihre Sprache klang etwas fremdartig. Wir sind aus Oesterreich-Ungarn!“ erklärte der Herr Baron, als Herr Korn ihn einmal verwundert ansah, wie er ein ganz falsches

Wort gebrauchte. „Die norddeutsche Sprache wird uns schwer, wir sagen anders!“ fügte der Verwalter mit einem demütigen Bückling hinzu. Der fremde Herr war lahm, er stützte sich auf einen Stock, und immer wieder streiften seine Blicke verstohlen Heinrich, aber wenn ihm dieser fest in die Augen sah, wandte er sich ab, dann sagte er einige Worte in einer fremden Sprache zu seinem Diener. Dieser sah gleichfalls auf den Müllergesellen, und ganz erschrocken flüsterte er: „Wenn er uns wieder erkennt?“

„Ohne Sorge!“ gab der Herr „Baron“ ebenso leise zurück, „wir sind ein paar fremde vornehme Herren; sollte ihm etwas aufdämmern, so verstehen



Zwei Herren kamen auf das Gehöft, um es zu besichtigen.

wir gar nicht, was er meint, wir sind nie hier gewesen. Es ist freilich nicht gut, daß er nach so langer Zeit noch gerade in der Mühle arbeitet. Wenn er Verdacht schöpft, wird er mir mein Vorhaben erschweren. Aber davon lasse ich nun einmal nicht ab!“ Mit einem greulichen Fluch schloß er, aber der Müller und seine Leute verstanden die Sprache nicht, in der die beiden Herren redeten; sie dachten, sie unterhielten sich über die Vorzüge des Besitztums und vielleicht auch über den geforderten Kaufpreis. Sie banden die einzelnen Säcke auf und betrachteten angelegentlich das schöne weiße Mehl, das sie durch die Finger laufen ließen. Eine Fliege setzte sich auf die Wange des Herrn Barons und ärgerlich wollte er sie verjagen. Aber er bedachte nicht, daß seine Hände voll Mehlstaub waren, und die Müllertnechte lachten laut auf, als auf der schönen wohlgepflegten Gesichtshaut die fünf Finger

des Herrn Barons deutlich zu erkennen waren. Da zog er das Taschentuch hervor und rieb den Mehlstaub ab, wie er aber heftig rieb, ging gleich die schöne, weiße Gesichtsfarbe mit ab, so daß ein großer gelber Fleck auf der Wange sichtbar wurde. Leise stieß ihn sein Gefährte an, sofort stellte der Herr Baron das Reiben ein, er erschrak sichtlich, und seine Stirn zog sich finster zusammen, er verwünschte seine Unvorsichtigkeit. Doch als Heinrich die eigentliche gelbe Gesichtshaut unter der aufgetragenen Farbe hervorschimmern sah, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: das waren die Zigeuner von damals, die den Einbruch in der Mühle verübt hatten und deren Gespräch er zum Glück belauschte, und der Herr Baron mit dem lahmen Fuß war niemand anders als der Hauptmann, der versucht hatte, ihn über den Müller auszufragen. Sie hatten ihn auch wieder erkannt, darum hatten sie ihn beide so angestarrt. Eine große Unruhe bemächtigte sich des braven Burschen. Warum kehrten die Zigeuner an den Ort zurück, wo sie einst an der Ausführung eines schweren Verbrechens verhindert worden? Was wollten sie hier, noch dazu in Verkleidung?

Heinrich hatte es niemals vergessen, daß der Müller einen der Spitzbuben durch den abgefeuerten Schuß verletzt hatte; war der Herr Baron vielleicht davon lahm? Dann aber kam er nur wieder, um sich bitter zu rächen und den Müller vielleicht noch empfindlicher zu treffen, als er ihn einst getroffen hatte. Sollte er Herrn Korn seine Wahrnehmung mitteilen? Aber würde ihn der Herr nicht auslachen? Er schwankte lange, dann zog er den alten Werkführer Gottfried ins Vertrauen und teilte ihm seine Entdeckung mit.

Dieser erschrak. „Irst du dich auch nicht, Heinrich? Diese vornehmen Herren sollten das Bettelvolk von damals sein?“

„Nein!“ antwortete der Jüngling fest, „da ist kein Irrtum möglich. Ich erkannte sie beide sofort, als bei dem einen die gelbe Zigeunerhaut zum Vorschein kam; ich habe ja damals längere Zeit mit ihnen gesprochen. Und sie erkannten mich auch, mir fiel es ja auf, wie forschend sie mich immer anquakten.“

„Das habe ich auch gesehen,“ brummte Gottfried, „sie ließen dich ja nicht aus den Augen. Aber, Heinrich, dann sind sie gekommen, um einen großen Schurkenstreich auszuführen, denn an ihren Kauf habe ich von Anfang an nicht geglaubt; wer so wenig vom Müllerhandwerk versteht wie die, der kauft keine Mühle. Dann wollen sie etwas anderes, vielleicht das Gehört zum zweitenmal anstecken.“

Heinrich saß bekümmert da. „Ich weiß keinen Rat,“ sagte er endlich. „Herr Korn kann ihnen nicht die Tür weisen, denn sie werden es doch nie zugeben, daß sie wirklich die Zigeuner sind.“

„Das würden sie allerdings nicht tun,“ antwortete Gottfried. „Wir können nur beide recht aufpassen; ich in der Mühle und du draußen; Heinrich, wir wollen sie nicht aus den Augen lassen, bis sie wieder fort sind. Wahrscheinlich haben sie sich schon eine Teufelei überlegt, denn daß sie später noch einmal kommen,

ist mir unwahrscheinlich. Herr Korn hat sie zu Mittag eingeladen, wie er es bei vornehmen Fremden immer tut; was sie ausführen wollen, müssen sie darum gleich tun. Wenn wir sie aber immer beobachten, können wir es rechtzeitig verhindern.“

„Es ist gut!“ erwiderte Heinrich. „Also Sie bleiben in der Mühle, Gottfried, und ich werde ihnen draußen auf Schritt und Tritt nachgehen. Es ist mir sehr angstvoll ums Herz.“

Der Jüngling hatte recht, es waren wirklich die beiden Zigeuner, der Hauptmann und Andreas, die als feingekleidete Herren in die Mühle zurückgekehrt waren, um den Besitzer, dem sie in ihrem Herzen blutige Rache geschworen hatten, empfindlich zu schädigen und womöglich ganz zu verderben. Die Gewehrflügel, die der Müller dem fliehenden Einbrecher nachsandte, hatte diesem damals das Bein zerschmettert; nur mit großer Mühe konnte ihn sein Spießgefell in jener Nacht in ein sicheres Versteck schleppen, worauf dann Andreas dem vorausgezogenen Trupp nacheilte und ein Fuhrwerk zurückholte, das den Schwerverletzten unauffällig aus der Gegend fortbrachte. Stundenlang hatte der Verwundete allein im dichten Gebüsch gelegen, voll tödlicher Angst, ob auch sein Kumpan ihn nicht im Stich lassen würde, dann hätte er eines elenden Todes sterben müssen. Und in diesen schrecklichen Stunden wuchsen Haß und Rache in dem finsternen Herzen des gottlosen Mannes riesengroß empor; hatte ihn einst der Müller getroffen und ihm den Fuß zerschmettert, so wollte er ihm das Herz zerbrechen, und seit er sich die Gelegenheit angesehen, wußte er auch, wie. Das Gelingen seines Planes sollte den reichen Mann zum ärmsten, zum unglücklichsten aller Menschen machen.

Eine schöne Weide stand am Rande des rasch fließenden Wassers, ihre herabhängenden Zweige bildeten eine kühle, grüne Laube, und in ihrem Schatten schaukelte sich ein kleines Boot. Hier war es schön und still, nur in der Ferne brausete das Mühlrad, dem der Fluß eilig entgegentrieb, und kleine Wellen umspülten schmeichelnd das leichte Fahrzeug, es in steter, sanfter Bewegung erhaltend. Das war der Lieblingsplatz des jungen Justus Korn. Das Boot war an einen starken Pfahl angeketet, Heinrich hatte einen bequemen Sitz darin gebaut und ein Leinwanddach darüber errichtet, um die Sonnenstrahlen abzuhalten; hier saß Justus gern in den heißen Sommertagen mit einem Buche und las, gewiegt von den schaukelnden Wellen und vor aller Gefahr geschützt durch die starke Eisenkette, die das Boot hielt. Dies hatte der Zigeuner ausgekundschaftet und gleich war sein teuflischer Plan fertig. Schon am Vormittag, ehe Heinrich ihn erkannt hatte, war er unbemerkt in das Weidengebüsch geschlüpft und hatte sich dort längere Zeit zu schaffen gemacht; als nun gegen Abend Justus ein Buch nahm, um sich wieder an sein Lieblingsplätzchen zu setzen, ging der Herr Baron gleichfalls fort, „er wolle sich das Dorf ansehen,“ sagte er, und dann abreisen. Er nahm höflichen Abschied von Herrn Korn, der ihn so freundlich auf-

genommen hatte, und befahl seinem Verwalter, in die Schenke zu gehen und dort seinen Wagen bereit zu halten, damit sie, wenn er wieder käme, fort könnten.

Gehorsam ging Andreas der Schenke zu, während der andere die Dorfstraße entlang schlenderte. Heinrich schlich ihm nach, der Zigeuner bemerkte ihn nicht. Kaum hatte er sich von dem Gehöft des Müllers soweit entfernt, daß er nicht mehr gesehen werden konnte, als er sogleich die Richtung änderte und mit raschen Schritten dem Flußufer zulief. Heinrich hatte Mühe ihm zu folgen, der Zigeuner schlüpfte durch die Weidenzweige und stand plötzlich vor dem Boot, in dem Justus Korn allein und ahnungslos saß, ganz mit seinem Buch beschäftigt. Er sah erst auf, als er so rasch einen Mann sich nähern hörte, und blickte erstaunt und erschrocken in das vor Wut und Haß verzerrte Gesicht des vornehmen Herrn, der soeben erst der Gast seines Vaters gewesen war.

„Ich bin der Zigeuner, dem dein Vater den Fuß zertrüßte, als er sich ein wenig von seinem Ueberfluß holen wollte,“ schrie der Fremde mit funkelnden Augen. „Lahm bin ich zeitlebens geblieben; hat mich dein Vater getroffen, so treffe ich ihn heute in dir, und mit Fingern zahle ich die Schuld zurück!“ Mit diesen haßerfüllten Worten packte er die Eisenkette, an der das Boot befestigt war und die er am Vormittag in aller Stille bis auf ein wenig durchgefellt hatte; unter seinen starken Händen zerbrach der Ring und mit einem kräftigen Fußtritt stieß er das leichte Fahrzeug in die Mitte des Flusses, wo es sofort in die Strömung geriet und unaufhaltsam dem gewaltigen Mühlrad zutrieb.

Die Gefahr war furchtbar, und Justus erkannte sie sogleich. Entsetzt sprang er auf, und seine Hilferufe schallten über das Wasser, der Zigeuner antwortete mit einem Hohn gelächter und verschwand im Gebüsch. Aus den Luten des großen Mühlengebäudes starrten angstvolle bleiche Gesichter; wo war denn hier noch Rettung? Der Fluß war zu breit, um vom Ufer aus das Boot mit Stangen aufhalten zu können, und jedes Fahrzeug, das sich ihm entgegenstellen wollte, wäre unfehlbar mit in den Strudel hineingerissen worden. Dem alten Werkführer rannen die Tränen über die welken Wangen. „Er ist verloren!“ sagte er und faltete die Hände; „Gott sei seiner Seele gnädig!“ „Stellt das Werk ab, laßt die Mühle still stehen!“ rief der verzweifelte Vater, „rettet mein Kind!“ In fieberhafter Eile griffen die Gesellen zu, aber es ging nicht so schnell, die ungeheuere Wucht der gewaltigen Maschinerie zu hemmen, und rascher trieb das Boot auf die gefährlichen Schaufeln zu, die mit wilden Schlägen das Wasser peitschten. Da sprang Heinrich, der jetzt am Flußufer angelangt war und mit einem Blick die entsetzliche Gefahr überschaute, ohne Besinnen in das Wasser. Er schwamm vorzüglich und hatte an warmen Sommerfontagen, wenn die Räder still standen, den ganzen Fluß oft genug durchschwommen. Er kannte eine seichte Stelle, an der ihm das Wasser

nur bis an die Brust ging; glückte es ihm, diese vor dem Boot zu erreichen, so konnte er das Fahrzeug noch aufhalten. Es glückte! In dem Augenblick, wo der starke, junge Mann auf der Sandbank festen Fuß faßte, schoß das Bot heran, mit Ausbietung aller seiner Kräfte schleuderte Heinrich den leichten Rachen seitwärts, daß er an das Ufer flog und sich dort im Weidengebüsch verfing. Justus stürzte, von dem gewaltigen Stoß erschüttert, der Länge nach ins Bot, aber er war gerettet, und als er sich wieder aufrichtete, schloß ihn sein Vater, weinend und lachend zugleich, in die Arme.

Durch die gewaltige Kraftanstrengung aber hatte Heinrich Weber das Gleichgewicht verloren, er stürzte



„Rettet mir mein Kind!“ rief der verzweifelte Vater.

rücklings in den Fluß, und ehe er wieder auftauchen und seine Glieder gebrauchen konnte, hatte nunmehr ihn die Strömung erfasst und trieb ihn der Mühle zu. Freilich drehte sich das große Rad schon viel langsamer, das Werk war im Stillstehen. Heinrich war betäubt, er sah wohl das starke Seil, das ihm die Müllergesellen mit lautem Geschrei entgegenwarfen, um ihn daran emporzuziehen, aber ehe er es erfassen konnte, geriet er ganz dicht an das große Rad, das noch eine letzte Umdrehung machte und dann still stand. Ein Schmerzensruf entrang sich seinen Lippen, und als ihn die Kameraden bestürzt und eilig emporzogen, hing sein linker Arm schlaff herab, die eine Schaufel des großen Rades hatte ihn getroffen und den Knochen wie einen Halm zernickt. Hätte das Rad in voller Bewegung ihn erfasst, so wäre er in Stücke zermalmt worden.

Mit einem unaussprechlichen Dankgefühl, zugleich

aber auch mit aufrichtiger Betrübniß ergriff der reiche Mann die Hand des braven Burschen. „Wie soll ich das je wieder gut machen, Heinrich?“ sagte er erschüttert, „wie tief stehe ich in deiner Schuld! Erst rettetest du mir mein Besitztum vor Dieben und Räubern, dann rettetest du mir das einzige Kind, ohne das mir mein Leben wertlos geworden wäre, und opferst deine gesunden, starken Glieder, um mir mein höchstes Kleinod zu erhalten! Komm an mein Herz, ich werde es dir nie, nie vergessen!“ Schluchzend schloß Herr Korn den Jüngling in die Arme, und Justus, tief betrübt, daß sein Lebensretter nun doch noch so schwer verletzt ward, sagte die gesunde Hand des Freundes und stammelte: „Mein Bruder!“

„Du hast recht,“ sagte Herr Korn, „er soll fortan dein Bruder sein. Mein Haus ist dein Haus, Heinrich, denn ohne dich hätte ich keinen Sohn mehr.“ Sofort wurde zum Arzt geschickt, und Heinrich erhielt die sorgfältigste Pflege, bis die Jugendkraft die schwere Verletzung wieder überwand. Freilich des Königs Noth, auf den sich der Jüngling schon so sehr gestreut hatte, konnte er, des schwachen Armes wegen, niemals tragen. Aber Herr Korn berichtete die heldenmüthige That den Behörden, und Heinrich Weber erhielt die Rettungsmedaille am Bande, ein Ehrenzeichen, das wie kein anderes ehrt.

Er blieb in der Mühle, in der er fortan als Sohn behandelt wurde. Als Herr Korn alt war und gern in die Stadt ziehen wollte, in der Justus als ein angesehenener tüchtiger Arzt lebte, übernahm Heinrich Weber als Pächter das ganze große Besitztum unter so günstigen Bedingungen, wie sie sonst nur dem eigenen Kinde gestellt werden.

Die Zigeuner waren wiederum spurlos verschwunden, der Verbrecher war gleich nach Ausführung seines Mordanschlages, ehe dieser im Dorf ruchbar geworden war, in den schon bereit stehenden Wagen gestiegen, den sein Gefährte kutschierte, und beide waren zum Dorf hinausgejagt. Es war offenbar so verabredet. Nun ließen sie sich niemals wieder sehen, und ob sie je die Vereitelung ihres teuflischen Planes erfahren haben, wußte niemand. Sie wurden vergessen, nur Heinrich dachte noch öfters an sie, sie waren beide Male doch die Werkzeuge zu seinem Glück gewesen, und wenn er das bedachte, milderte es seinen Zorn, den er gerechterweise gegen die Verbrecher empfand.

Als Herr Korn in hohem Alter glücklich und zufrieden starb, einigte Heinrich sich mit Justus, der ihn wie einen Bruder liebte, und übernahm die Mühle käuflich, da der Doctor keinen Wert auf das väterliche Besitztum weiter legte. Der junge Mann hatte längst eine brave Frau gefunden, die seinem großen Hauswesen in Ehren und Tüchtigkeit vorstand, und jedesmal herrschte große Freude in der Wassermühle, wenn Justus Korn die alte Heimat besuchte und im Sommer wochenlang der Gast seines Freundes war.

Wenn Heinrich Weber, der wohlhabende, geachtete Mühlenbesitzer, über die Brücke schritt, die sein Eigen-

tum mit der Dorfstraße verband, dann dachte er oft an jene Stunde, in der er als armer Knabe in schlechten Kleidern auf dieser selben Stelle gestanden und davon geträumt hatte, einst hier Gesell werden zu dürfen. Das Ziel schien anfangs unerschwinglich, und nun? Fröhlicher Mut hilft durch, und Redlichkeit und Gottvertrauen machen den Lebensweg leicht und eben, und erdiente er auch noch so dornenvoll.



Socken oder Tappen.

Militärhumoreske von Maximilian Schmidt.

er neue Brigadekommandeur war zur ökonomischen Musterung des Regiments angefangen. Neue

Besen kehren gut, und zudem ging dem General der Ruf von seltener Strenge voraus, der es in allem, selbst dem kleinsten, peinlich genau nehme. Die Kompaniechefs unterzogen deshalb mit ihren Gehilfen, den Kammerunteroffizieren, sämtliche Bestände der Kammer einer genauen Revision; die Monturen wurden gesonnt, geklopft und gebürstet; die Kompanieschneider hatten vollauf zu tun mit Reparaturen, Aufnähen von schönen roten Kragen und Aufschlägen; die Beinkleider wurden sorgfältig ausgebessert und auf den Glanz hergerichtet. Nicht ohne bedeutende Inanspruchnahme der Kompaniekasse ward endlich nach vielem Schweißvergießen, Fluchen und Poltern alles zur Zufriedenheit geordnet; doch sahen trotzdem die Herren dem kommenden Ereignis mit einem gewissen Unbehagen entgegen. Nur der Kompaniechef der zwölften Kompanie, Hauptmann Werner, plagte sich nicht halb so viel wie seine Kameraden und bewahrte seine volle Ruhe. Er war erst vor kurzem von einer Abtheilung hierher versetzt worden, bei welcher seiner Zeit der General als Hauptmann gedient hatte und bei dessen Kompanie Werner seine Offizierscarriere begann.

Zener war ein ausgezeichnete Kompaniechef gewesen, der seine Leute in- und auswendig kannte, und dessen besondere Obforge die innere Bekleidung des Mannes, die Wäsche, war. Namentlich hielt er strenge auf eine gute Fußbekleidung; das war sozusagen sein „Steckenpferd“. Dann erinnerte sich Werner auch lebhaft der Ratsschläge seines ehemaligen Hauptmanns, der seinen Offizieren vor jeder In-